Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.

Nummer 3. Montag, den 17. Januar 1916. Erscheint jeden Montag.

Der Gentleman.

Von Rudolf Huch.

(Nachdruck verboten.)

Gewisse Kreise unserer oberen Zehntausend, ich meine des Geldbeutels, haben sich die erdenklichste Mühe gegeben, ihn den Engländern nachzumachen.

Die Mühe war von vornherein verloren.

Der Gentleman ist ein Gebilde, an dem ganze Völker gearbeitet haben, wenn auch in der Mehrzahl nicht freiwillig. Hekatomben von Menschen sind geopfert, andere nicht nur ungezählte, was ja nichts besagen wollte, sondern unzählige sind in ihrem Wesen vergiftet, ihres Menschentums entkleidet, damit sich der Gentleman heranbilden konnte.

Für uns, die wir nicht eingeteufelt sind, gibt es in der Weltgeschichte kaum etwas Verruchteres, als das Verfahren der Spartaner gegen ihre Sklaven. Bekanntlich veranstaltete der Staat Jagden auf sie und machte sie betrunken, um die jungen Spartaner an Härte zu gewöhnen und vom Trinken abzuschrecken.

Die Engländer halten eine Reihe von Völkern, zwar nicht förmlich, aber tatsächlich im Stande der Hörigkeit, sie haben Sklavenhandel und Sklavenjagd in der fürchterlichsten Form begünstigt, sie haben Chinesen durch Opium, Neger und Indianer durch Branntwein zugrunde gerichtet, sie haben die Völker Europas aufeinandergehetzt, sie tun das alles heute noch; sie verachten ihre Opfer, wie der Spartaner seine Sklaven.

Ich will mich hier nicht in Erörterung darüber verlieren, ob ein Staat einen Zweck hat oder um seiner selbst willen da ist. Der erste Fall scheidet aus, denn die Engländer haben seit langer Zeit nichts mehr für die Welt geleistet. Keinen Gelehrten, Künstler, Denker hat der britische Boden in unserem Zeitalter gezeugt, den die Kultur nicht ohne Schaden, ohne es auch nur zu merken, entbehren könnte.

Ein Staat mag begrifflich noch etwas anderes als die Gesamtheit seiner Angehörigen sein, in der Wirklichkeit stellt er sich nur als diese dar. Es ist nicht anders: all die Opfer an Menschenleben, Menschenglück und Menschenwürde sind gebracht, damit der Gentleman lebe.

Es war der Mühe wert.

Bei den alten Chinesen, die sicherlich wußten, was Aristokratie heißt, galten bekanntlich ungestaltete Klumpen statt der Füße und meterlange Krallen statt der Fingernägel als Merkmal der Vornehmheit, weil sie jede körperliche Tätigkeit offenbar unmöglich machten.

Bei dem Gentleman wäre das wegen des Sportes ein Unding. Zum Ausgleich hat sich die Züchtung mit gutem Erfolge bemüht, in ihm einen Menschen zu schaffen, dem es auf der Stirne geschrieben steht, daß er sich niemals mit geistiger Arbeit befaßt. Es kann ja auch am Ende kaum ein Zufall sein, daß die geistigen Leistungen Alt-Englands in dem Augenblicke aufgehört haben, wo der Gentleman fertig war.

Man sagt, er wäre der geborene Staatsmann.

Wenn ein Staatsmann etwas leistet, so bedeutet seine Leistung mehr als die der anderen. Aber wie viele Staatsmänner gibt es denn, in England versteht sich, bei denen von einer Leistung zu reden ist? Etwa so viele, daß sie die Merkmale des Gentleman irgendwie veränderten?

Die Wirklichkeit hat immer recht. Wenn ich einen echten Gentleman zeichnen könnte, braucht ich nichts weiter zu sagen.

Führt man als neugebackener Referendar zum erstenmal das Protokoll, so staunt man Richter und Anwälte wie Eingeweihte einer tiefen und schwierigen Geheimlehre an. Diese Ehrfurcht gibt sich, wenn man sich an das herkömmliche Juristendeutsch gewöhnt und sich die bekannte äußerliche, bald mechanisch wirkende Geschäftsgewandtheit angeeignet hat, also bei einer nicht allzutief unter dem Durchschnitte liegenden Begabung rasch.

In England haben nicht nur die Diplomaten und die Regierung, sondern auch die Mitglieder beider Häuser, die bekanntlich mit sehr wenigen Ausnahmen zu den Gentlemen gehören, ihre Geheimsprache. Der Laie staunt, und wenn er sich hineingelesen hat, staunt er weiter, nämlich darüber, wie gering auch heute noch die Weisheit ist, mit der man regiert.

Vielleicht ist es richtiger, zu sagen: gerade heute. Denn die kläglichen Ergebnisse der englischen Politik scheinen mir zum größten Teil daran zu liegen, daß man die überlieferten Methoden unverändert angewandt hat, da doch die Welt, wie das nun einmal in ihrer Art liegt, eine andere geworden war.

Das mag auf sich beruhen. Schlauheit ist jedenfalls nicht Weisheit, sie beruht nicht auf geistiger Arbeit. Eduard VII. war das Muster eines Gentleman und eines englischen Politikers. Sehr weit liegt es nicht hinter uns, daß nicht nur englische, sondern auch deutsche Schriftsteller, und es waren angesehene darunter, aus dem lustigen King einen rabenumrauschten Weißkunig machten. Immerhin, sie liegt hinter uns, diese Zeit, in der die erfolgreichen Schlauköpfe als Riesengeister gefeiert wurden; leider muß man vorsichtigerweise hinzusetzen: einstweilen.

Wenn der Gentleman Künste und Wissenschaften förderte, so wirkte er nicht nur das Gute, er leistete auch etwas. Es wird ja noch nichts damit gefördert, daß der Mäzen Geld hergibt; er muß es auch mit Verständnis tun, und das erwirbt sich nicht ohne geistige Arbeit. Aber man muß auch hier sagen, der Gentleman ist um seiner selbst willen da. Das Kunstwerk, das er der Welt schenkt, ist er selbst, wie er im Theater, auf dem Rennplatze, am Badestrande und Gott weiß wo in Erscheinung tritt, angetan mit den erlesenen Stücken, die ihm sein Schneider, sein Schuster, und wer sonst noch zu seinen Gehilfen zählt, geschaffen haben.

Im übrigen umgibt er sich nicht mit Kunst, sondern mit Komfort. Auch seine Bauten erheben sich kaum über einen geschmackvollen Komfort. Geschmack wird ihm ja überhaupt niemand absprechen.

Ich freue mich wirklich, daß ich den kleinen Schattenriß mit dieser Anerkennung beschließen kann. Es hätte doch etwas Gefühlloses, sich gerade jetzt ganz und gar absprechend mit dem Gentleman zu befassen. Er muß erschütternd wirken in seiner einsamen Schönheit. Ein Schauspiel, das man mit Furcht und Mitleid genießen möchte, wie die leider oder Gott sei Dank unmögliche Tragödie Carusso vor leerem Hause.

Einen Auftritt aus der Tragödie „Gentleman“, der in seiner zermalmenden Wirkung fast über das ästhetisch Zulässige hinausgeht, haben wir mit Grausen von weitem erlebt: mehr als ein Gentleman ist von seinem Eisgipfel so tief in den Abgrund gestürzt, daß er — geschimpft hat.

Der vorstehende Epilog des ganzen großen Schauspieles aber findet sich oder fand sich, man hat ja so manches von den alten hübschen, harmlosen Sachen gestrichen, in dem Leipziger Kommersbuche in Form einer kleinen Dichtung in Prosa. Ein Bruder Studio von der alten Schule setzt dem Rektor auseinander, was jede Stunde des Tages und der Nacht von ihm fordert und fragt am Ende mit Recht: Nun, lieber Herr Rektor, sagen Sie mir, wo bleibt da Zeit zum Ochsen?

Man soll es nur nachschaffend erleben, sofern man dazu überhaupt imstande ist, welchen Aufwand an Zeit, Aufmerksamkeit, Kraft zur Entschließung der Gentleman allein auf seine Kleidung verwenden muß, und man wird es nicht begreifen, daß er seine anderen Aufgaben, von der unberührten Gönnermiene im Theater bis hinauf zu dem Wetten auf dem Sattelplatze, übrigens eine Tragödie in der Tragödie, so unnachahmlich zu erfüllen vermag. Sich den Pflichtenkreis eines großen Lord vorzustellen, soll man gar nicht versuchen. Es muß ein Studium dazu gehören, allein die verschiedenen Aemter der Dienerschaft, da wir denn einmal über keinen würdigeren Ausdruck für diese edel stilisierten Säulen vornehmer Häuser verfügen, auseinander zu kennen. Wird aber etwa dem Haushofmeister eine nicht in sein Ressort gehörige Leistung zugemutet, so kündigt er unerbittlich, und das will ja wohl etwas mehr besagen, als bei uns ein Entlassungsgesuch des Reichskanzlers.

Wohin bin ich geraten?

Man gebraucht heute gern das Bild, daß der Dichter mit seinem Gegenstande ringe. Ich bekenne mich niedergerungen. Der Gentleman hat gesiegt. Aus einer Fehdeschrift ist eine Hymne geworden. Auch das wird mir immer fraglicher, ob nicht bald nach dem Frieden die Versuche neu beginnen werden, ihn bei uns heranzubilden. An der ersten Vorbedingung wird es ja wohl auch bei uns nicht fehlen, an solchen, die still und entschlossen auf jede geistige Arbeit verzichten.

Nein, ich wage keinen Widerspruch. Es gibt ein Wort, das mich wie ein Messer schneiden und eben in der Wunde die Haltlosigkeit, die innere Unwahrhaftigkeit meines Widerspruches offenbaren würde.

Mein Herr, Sie sind kein Gentleman!

Schlichte Helden.

Skizze von Adolf Stark.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem Schuß ins Bein, welcher für immer eine jede Marschfähigkeit aufhob, war Oberst Rode heimgekehrt. Nun saß er wieder in seinem behaglichen Studierzimmer, bequem zurückgelehnt, das kranke Bein sorgsam auf einem Stuhle gebettet, und ich saß ihm gegenüber, wie in früheren Zeiten, ehe das große Ringen begonnen hatte. Der Rauch der Zigarren stieg in feinen Wölkchen empor in die Luft, um in Nichts zu zerstieben, auf dem kleinen Tischchen zwischen uns funkelte der rote schwere Dalmatiner in den alten Römern, im Kamine brannte das Feuer, alles war wie früher, und wäre nicht das kranke Bein meines Freundes gewesen, man hätte glauben können, dieser ganze Weltkrieg sei nur der häßliche Traum eines überreizten Gehirnes.

Aber noch etwas war hier im Zimmer, was ich vor dem Kriege nicht gesehen hatte, und ich kannte doch jeden Kunstgegenstand, jedes Bild, jedes Buch. Nein, der Rahmen dort drüben am Kamin hatte vorher nicht dagestanden. Er enthielt offenbar ein Bild, aber das Ganze lag im Schatten, ich konnte nichts genauer erkennen.

„Hast du dich photographieren lassen?“ fragte ich. Denn ich kannte den fast krankhaften Widerwillen des Obersten gegen das Photographieren. Als begeisterter Freund der Malerei haßte er die mechanische Wiedergabe, von der er behauptete, daß sie nur die Form wiedergebe und den Geist töte. Um so mehr überraschte mich das Bild in seinem Zimmer.

Er schüttelte das Haupt. „Mich photographieren lassen? Niemals. Und wenn ich ausnahmsweise das Bild hier dulde, so geschieht dies nur deshalb, weil ich kein anderes Bild habe und weil unter Umständen eine Photographie doch noch besser ist als gar nichts. Bitte, hole doch das Bild. Du entschuldigst schon, aber mein Bein — — —“

Als ich den Rahmen mit dem Bilde in das volle Licht brachte, mußte ich unwillkürlich hell auflachen. Ich hatte einen Kameraden des Obersten zu sehen erwartet oder vielleicht ein Frauenbildnis. Der Kontrast war gar zu lächerlich. Da grinste mir aus dem Rahmen ein polnischer Jude entgegen: Die Haltung, selbst auf dem Bilde, offenbar trotz aller Bemühungen des Photographen, windschief und verschroben, ein verlegenes Lächeln auf dem hageren, scharfgeschnittenen Gesicht mit den charakteristischen Löckchen über beiden Ohren. Der lange Kaftan, das schwarze Käppchen, nichts fehlte, um die typische Figur des polnischen Juden zu vollenden, wie wir ihn, wenn nicht im Leben, so doch aus Witzblättern und von der Bühne her, kennen.

Oberst Rode setzte das Glas, aus welchem er eben getrunken hatte, klirrend auf den Tisch. „Du lachst, natürlich. Hätte ein Maler das Bild gemalt, einer, der es versteht, die Seele, die lebendige Seele mit in die Züge hineinzuzaubern, du hättest es gewiß nicht getan. Doch wir wollen nicht wieder auf das alte Thema kommen. Lasse dir lieber von meinem stillen Helden Leib Gänsebügel erzählen. Nein, bitte, lache nicht. Ich versichere dich, es ist ganz und gar nichts Lächerliches dabei. Man kann Schmachtlocken und Kaftan tragen, Leib Gänsebügel heißen, und ein verschüchterter, elender polnischer BettelJude sein und doch ein Held dabei.

Hast du es dir schon klar gemacht, daß dieser große Krieg eine Umwälzung in unseren ganzen sittlichen Anschauungen mit sich bringen wird, mit sich bringen muß? Es ist so vieles, was alt und morsch war, im Donner der Kanonen zusammengebrochen, nicht nur Rußlands Scheingrösse und Albions Hochmut, auch Vorurteile, überlieferte Begriffe, ebenso falsch heute, wie sie einst richtig waren, alles dies ist zusammengebrochen. Natürlich kommt uns das jetzt nicht zum Bewußtsein. Wir haben weder Zeit noch Sinn dafür, aber nach dem Kriege, wenn wir beginnen werden, uns wieder auf uns selbst zu besinnen, dann — — — — Und zu diesen Begriffen gehört in erster Reihe der Begriff des Helden. Die Zeiten von Annodazumal, aus der Ilias- und Ritterzeit, aus welchen unsere Jugend und unsere Damenwelt noch immer ihr Heldenideal schöpft, die Zeiten, wo Körperkraft und Raufluft die erste Vorbedingung zum Heldentum waren, sind ein für allemal vorbei. Die Helden von heute sehen anders aus. Ueber einen Leisten schlagen läßt sich der Begriff überhaupt nicht. Es gibt Heldentum in zwanzig verschiedenen Gestalten, denen allen nur das eine gemeinsam ist: die Schlichtheit, denen allen eben das fehlt, was für den Helden von Annodazumal charakteristisch ist: die Pose. Einer dieser schlichten Helden ist der Mann, dessen Bild du in der Hand hältst.

Um auf Leib Gänsebügel zu kommen, muß ich zuerst von mir reden. Diesen Schuß ins Bein erhielt ich, als ich an der Spitze meines Regimentes den Ansturm einer zehnfachen russischen Uebermacht abwehrte. Als die Meinen schließlich doch weichen mußten — ach, es war nur noch ein kleines Häufchen, und die mußten förmlich gezwungen werden, zurückzugehen, da unsere Aufgabe erfüllt war, wären lieber alle an Ort und Stelle gefallen — als die Meinen also auf Befehl zurückgingen, brachte man mich, den sie hatten liegen lassen, nach Lemberg ins Spittal, nach Lemberg, wo damals noch der Statthalter des Zaren residierte.

Wir waren natürlich außer aller Verbindung mit der Außenwelt. Was wir an Nachrichten erfuhren, war so toll und trug so deutlich das Zeichen der Fälschung, der Mache, daß wir keiner glaubten. Und dann begann der Rückzug der Russen, von dem trotz aller Vorsicht Gerüchte durchsickerten. Uebrigens, schon die Nervosität der russischen Behörden hätte verraten, daß irgend etwas nicht recht stimmte.

Eines Tages, ich ging gerade auf Krücken gestützt ein wenig im Spitalgarten spazieren, erschien der erste österreichische Flieger über der Stadt. Ich erkannte ihn sofort als einen der Unseren, noch ehe das sinnlose, rasende Geschieße der Russen die ganze Bevölkerung rebellisch machte. Der selige Noha kann unmöglich freudigere Gefühle gehabt haben, als seine berühmte Taube mit dem Oelzweig im Schnabel zur Arche heimkehrte, als sie uns alle damals beseligte, da unsere Taube majestätisch über die Stadt hinflog.

Ich wußte genau, was mir bevorstand: Verschleppung ins

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19160117027/fragment/page=0001

Innere. Ich war aber auch sofort, vom ersten Tage an, fest entschlossen, alles daran zu setzen, um diesem Schicksale zu entgehen. Nur das Wie war mir noch dunkel. Und da trat Leib Gänsebügel auf den Plan.

Ich kannte ihn schon lange vom Ansehen. Er war Kutscher bei dem Fleischlieferanten des Spitals. Tagtäglich rollte sein kleines Wägelchen, von einem elenden mageren Pferde gezogen, in den Hof, wo wir spazieren gingen, und während die Köche das Fleisch abluden, stand er da, gebückt und verschroben wie ein Fragezeichen, und die großen, schwarzen, melancholischen Augen folgten uns auf unserem Spaziergang.

Am selben Tage, da in der Frühe die Rumpler-Taube sich gezeigt hatte, kam er wie gewöhnlich. Eine quecksilberne Unruhe schien den hageren Körper zu beleben. Er zwinkerte mir mit den Augen zu, so oft ich vorüberkam, und machte allerhand Gesten, die ich anfangs nicht recht verstand. Endlich richtete ich es so ein, daß ich an ihm vorüberkam.

„Sie kommen", flüsterte er mir zu. „Die Unsern kommen. Mei Vetter ist gestern in die Stadt gekommen. Bei Gorlice haben die Unsrigen die Russen geschlagen, oi, wie haben sie sie geschlagen. Hunderttausende sind tot, Millionen sind tot. Und die vielen Verwundeten. Oi, oi, ganze Züge, bei Tag und bei Nacht."

Das Herz klopfte mir zum Zerspringen. Und ich versichere dich, in dem Augenblick habe ich es durchaus nicht als lächerlich empfunden, daß ein schmieriger, polnischer Jude unser Heer „die Unsern" nannte und keinem Menschen in der Welt fühlte ich mich in diesem Augenblick so nahe verwandt, wie Leib Gänsebügel trotz Schmachtlocken und Kaftan.

Am anderen Morgen kam die erwartete Kommission, welche uns alle untersuchte, und die Transportfähigen, darunter auch mich, für den nächsten Tag zum Abschub ins Innere bestimmte. Am Mittag pürschte ich mich an den Kutscher heran, und er verstand mich sofort, hatte auch sofort mit der Schlauheit seiner Rasse einen Plan ausgearbeitet, auf den ich nie verfallen wäre.

Am Abend nach Einbruch der Dunkelheit kam er wieder und brachte noch eine Fleischsendung. Das fiel weiter nicht auf, weil es öfters vorkommen mochte. Ich hatte mich im Hausflur verborgen und schlüpfte in den leeren Korbwagen. Leib Gänsebügel verbarg mich unter den blutigen Matten, mit denen er das Fleisch zuzudecken pflegte und schaffte mich aus dem Hause. In seiner eigenen Hütte verbarg er mich noch sechs Tage lang, bis die Russen abgezogen waren. Er verbarg mich, trotzdem er wußte, daß auf sein Tun die Todesstrafe stand, verbarg mich, den Andersgläubigen, der ich ihm gänzlich fremd war, nur weil ich „einer der Unsern" war. Und als die Gefahr glücklich vorüber war, weigerte er sich hartnäckig, auch nur einen Heller anzunehmen, trotz seiner Armut, einer Armut, von der wir im kultivierten Westen uns keine Vorstellung machen." — — —

Wir stellten das Bild zwischen uns auf den Tisch und stießen an mit dem schweren dunkelroten Dalmatiner auf das Wohl des Patrioten im Kaftan, Leib Gänsebügel.

Der goldene Fund.

Skizze von E. Wellner.

(Nachdruck verboten.)

Lene Körner ging über die Straße, das Umschlagetuch fester denn je zusammengerafft, denn es wehte ein eisiger Wind.

Der Korb an ihrem Arm war nicht so gefüllt wie sonst. Wo sollte man denn bei diesen wahnsinnigen Preisen die Lust zum Einkaufen herbekommen? Es war ja nicht auszudenken, wie man sich jetzt plagen mußte, um auszukommen.

Heute gab's bei ihr Eierkuchen — ohne Eier natürlich! Früher hatte sie noch Marmelade in die falschen Eierkuchen gefüllt, aber Fruchtmus stieg ja auch mit schwindelhafter Schnelligkeit die Preisleiter empor.

Ganz finster war heute das sonst so gutmütige Gesicht der Tante Körner. Es war wahrhaftig keine Kleinigkeit, für die ganze Familie daheim, der sich seit Kriegsbeginn noch zwei Nichten, ein Neffe und eine Schwägerin zugesellt hatten, zu wirtschaften. Na, sie tat ja das Menschenmögliche, gehungert hatte bisher noch keiner von ihnen

Ach, wie viel schlechter hatten es doch die armen, armen Soldaten draußen! Lene war so in Gedanken, daß sie im Vorbeigehen ein wenig anstieß an einen Mann, der sich gerade bückte und etwas vom Bürgersteig aufhob.

Dabei stieß er einen leisen Ausruf aus.

Neugierig, wie Tante Lene war, blickte sie ihm zu. Dann blieb sie stehen.

„Was nützt mir solch Kram?" hörte sie den Mann sagen. „Eine Mark wäre mir lieber —"

„Was haben Sie denn da?" fragte Lene, als er an einem kleinen Gegenstand herumwischte.

„Einen Ring — einen hübschen goldenen Ring. Wenn ich ihn auch verkaufe, viel kriege ich doch nicht dafür. Hätte ich eine Mark, das wäre mir viel lieber."

Der Mann war ganz ordentlich angezogen, und Lene wunderte sich, daß er so sehr betonte, wie viel lieber ihm eine Mark sei als der Ring.

„Morgen muß ich nun auch zum Militär in die Kaserne. Sie haben mich richtig noch geklappt."

„Na ja, Sie sind doch noch nicht so alt", meinte Lene.

„Zung auch nicht!" versetzte er. „Dreiundvierzig bin ich. Und ich bin ein guter Patriot. Aber meine arme alte Mutter hat doch bloß mich als Ernährer. Wenn ich weg bin, die kann mir nichts schicken. Die wird selber nicht wissen, wie sie satt werden soll."

Bei diesen Worten rieb und putzte er an dem Ring herum.

Schon hatte Tante Lene ihren Geldbeutel gezogen und ihm eine Mark entnommen.

„Da", sagte sie großmütig, „nehmen Sie. Ich kaufe Ihnen den Ring ab. Wer weiß, ob er was wert ist."

„Aber — er hat sogar 'nen Stempel! Da sehen Sie!"

Wirklich, der Ring hatte einen Stempel. Wie ein Stempel in einem echt goldenen Ring aussehen mußte, davon hatte Lene keine Ahnung.

Der Mann schien noch ein wenig zu zögern — gerade lange genug, um in Lene das Verlangen nach dem Ring zu stärken. Sie legte noch fünfzig Pfennige zu und sagte:

„Da haben Sie noch 'ne halbe Mark. Da können Sie sich wenigstens ein paar Zigarren für die nächsten Tage kaufen."

Er trennte sich offenbar ungern von seinem blanken Fund, dann nahm er das Geld und trollte sich, ohne zu danken, um die nächste Ecke.

„Armer Kerl!" murmelte Lene, „da muß er nun in den Krieg und läßt seine arme alte Mutter darbend zurück. Ist doch ein anständiger Kerl, daß er sich darum sorgt."

Tante Lene eilte nun nach Hause und berichtete ihr Abenteuer. Sie war noch nicht zu Ende mit Erzählen, da fegte Minchen, die zehnjährige Nichte, wie ein Wirbelwind ins Zimmer.

„Kinder!" rief sie atemlos, „jetzt hätte ich ein feines Geschäft machen können, wenn ich Geld gehabt hätte! Aber jetzt kriegt man ja nicht mal mehr zehn Pfennige Taschengeld! Wie soll man da zu einer Mark kommen!"

Tante Lene blickte von ihrem goldenen Ring auf und fragte:

„Was war denn los?"

„Ach", rief Minchen, „da war ein armer Mann drüben auf dem Platz. Ihr fror so jämmerlich und er hatte heute noch keinen Bissen gegessen. Er erzählte, daß er morgen in den Krieg müsse und daß er eine Frau und sieben Kinder zu Hause hat. Und dann — denkt mal bloß an — dann bückt er sich plötzlich und findet einen Ring mitten im Sand!"

Tante Lene durchzuckte es.

„Was?" stieß sie hervor. „Was hat er gefunden?"

Aber Minchen antwortete ihr nicht, ihre blanken Augen hingen an dem blanken Ring, der noch immer zwischen Daumen und Zeigefinger der Tante Lene eralänzte.

„Herrje — Tante Lene! —" schrie sie dann. „Nee, so was — ist das aber komisch!"

„Was ist denn komisch?" fragte die Tante mit unverständlicher Erbosung. „So erzähle doch endlich zu Ende! Was hatte dein armer Mann gefunden?"

„Ich hab's doch schon gesagt — einen Ring!" rief Minchen. „Ganz genau so einen Ring, wie du da hast! Wo hast du denn den her? Den kenne ich doch gar nicht an dir!"

Während dieser Auseinandersetzung hatten sich sämtliche Familienmitglieder im Zimmer zusammengefunden und umringten die allmählich zur Salzsäule erstarrende Tante Lene.

Alles rief, lachte, schrie und fragte.

Minchen plapperte unaufhörlich und tief beschämt sank endlich Tante Lene auf einen Stuhl, als ihr Ring von Gustav, dem sachverständigen Neffen, ergriffen wurde und seine vor Lachen überschnappende Stimme ausrief:

„Huch! Tante Lene! Ein echter Blechring! Nee so was! Einen Stempel hat er innen — freilich! Aber keinen Goldstempel, sondern bloß 'n paar nichtssagende Buchstaben! Huch! Ein feines Geschäft hast du gemacht mit deinen hundertfünfzig Pfennigen!"

Ein allgemeines Gelächter erhob sich, in dessen Wogen Tante Lenes wohlberechtigter Zorn schließlich unterging.

„Kinder", sagte sie zum Schluß, „ich habe die hundertfünfzig Pfennige fürs Vaterland geopfert. Vergeßt das nicht!"

„Hm", erwiderte Gustav nachdenklich, „ich möchte bloß wissen, wieviel Dutzend Ringe dieser Schlauberger bis heute abend noch finden wird!"

Bunte Zeitung.

Der letzte Trumpf.

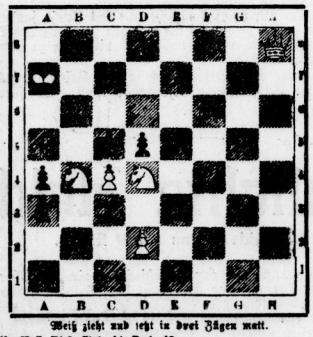
In „L'Oeuvre", der konfiszierteſten aller französischen Zeitungen, befindet sich in einer der letzten Nummern eine Zeichnung, in der man einen dicken, in einen Pelz gehüllten Herrn erblickt, wie er einem jungen Weibe nachläuft. Unter der Zeichnung stehen folgende Worte: „Wollen Sie einen Hut . . . Schmuck? . . Nein? . . . Oder den Lieferungsvertrag für eine Million Gewehre? . . ."

Schach.

Bearbeitet von Max Weiß.

Aufgabe Nr. 2172

von E. Orfini.



(6—4)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Weiß: Ka7, Dh8, Sb4, d4, Bc4, d2.
Schwarz: Kc5, Ba5, a4, a5.

Partie Nr. 2154.

Gespielt 1886 zu New Orleans.

Weiß: Mackenzie. — Schwarz: J. M. Connel (†).

Läufergambit.

1. e2—e4	e7—e5
2. f2—f4	e5×f4
3. Lf1—c4	Dd8—h4+
4. Ke1—f1	d7—d6

Eine etwas matte Fortsetzung. Heutzutage verteidigt man sich energischer mit 4. . d5 oder 4. . . . f5 Das Handbuch weist darauf hin, daß für die Verteidigung 4. . . . f5 die gegenwärtig sehr beliebt ist, das vorhergehende Damenschach bei besonderer Aufmerksamkeit verdient, insofern, als durch diese Zugfolge dem weißen König die Möglichkeit benommen wird, nach d1 auszuweichen.

5. Sg1—f3!	Sc6—g4
6. Sb1—c3	Lg4×f3
7. Dd1×f3	Sb4—d5
8. d2—d4	g7—g6
9. Lc1—d2	. . . .

Die richtige Fortsetzung des Angriffs, die mindestens einen Bauern eingebracht hätte, war 9 g3.

9. . . .	Lf8—g7
10. Ld2—e1	Dh4—h6
11. Le1—f2	Sd7—b6
12. Lc4—b3	Sg8—f6
13. a2—a4?	. . . .

Sehr stark in Betracht kam: 13. a5!

13. . . .	o7—c6
14. a4—a5	g5—g4
15. Df3—d3	Sb6—d7
16. a5—a6	b7—b6
17. Dd3—c4	O—O
18. Dc4×c6	f4—f3
19. Dc6×d6	. . . .

Die Offensive am linken Flügel hat zwar mehrere Bauern eingebracht, aber die weiße Königsstellung ist nach dem kräftigen Vorstoß f3 unhaltbar geworden. Auf 19. g3 (statt D×d6) folgte 19. . . . Dh3+ 20. Ke1, Dg2 mit Vorteil für Schwarz.

19. . . .	f3×g2
20. Kf1×g2	Dh6—h3+
21. Kg2—g1	Sf6—h5!

Ein Schüler Morphys läßt sich eine so energische Fortsetzung des Angriffs nicht entgehen. Auf 22. D×d7 folgt natürlich Sf4.

22. Ta1—e1	Lg7—e5

Sehr elegant, aber doch nicht die schärfste Fortsetzung des Angriffs. Entscheidend war 22. . . . Se5! mit sehr feinen Wendungen.

23. Dd6—h6	Le5—f4
24. Dh6—c6	Dh3—f3
25. Dc6×d7	. . . .

Auch auf andere Züge folgte g3.

25. . . .	g4—g3
26. h2×g3	Lf4×g3
27. Lf2×g3	. . . .

Falls 27. Te2, so Khs nebst Tg8, falls 27. Tf1, so Sf4.

27. . . .	Df3×g3+
28. Kg1—f1	Dg3—f3+
29. Kf1—g1	Kg8—h8

Aufgegeben.

(Aus der „Deutschen Schachzeitung.")

Schachlied.

Von A. Panowsky.

Melodie: „Im schwarzen Walfisch zu Askalon."

Im großen Auditorium sechs
Saß ich drei volle Jahr,
Ein Studiosus jur. et cam.
Mein linker Nachbar war.

Im großen Auditorium sechs
Sah ich stets das Gesicht;
Wir grüßten in dem Garten uns,
Doch sprachen wir uns nicht.

Im großen Auditorium sechs
Gönnt' ich mir den Genuß
Und las — der Lektor kam zu spät —
Den kleinen Portius.

Im großen Auditorium sechs
Regt sich mein Nachbar froh:
„Mein Herr, Sie spielen auch wohl Schach?
Ich heiße soundso."

Im großen Auditorium sechs
'nen Freund ich da gewann:
Das hat doch sicher ganz allein
Die Schachspielkunst getan.

Preis-Rätsel.

Turmzug-Problem.

	Für	haus	
scherz	denn	und	herd
Schwert	und	recht	für
klar	zum	heil	wahr
	ge	kreckt	

Problem: „Indisches Schlangenlied."

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 1:

„Unsern Dank dem Herre, doch Gott die Ehre."

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein:

Aus Halle: Frau E. Binder, Fritz Rücker, Ernst Zuchold, Charlotte Borchert, Käthe Breitter, Ernst und Ilka Bachmann, Charlotte Besser, Fritz Buschmann, W. Dietrich, Wilhelm Ehlers, Gustav Grunicke, Günter Giese, Alfred Gärtner, Willi. Geier, Charlotte Hummel, Willi Hennicke, Ers.-Rel. Paul Hoppe, Gertrud Henneke, Walter Jahn, Fritz und Kurt Linke, Gertrud Kretzmann, Margarete Müde, K. Müller, Paul Müller, G. Mackenroth, Hedwig Müller, L. Meusel, Margarete Nebe, Gerhard Pollack, Hanns Pietsch, Helmut Pforte, Emmy Semmler, Wilhelm Sommer, Elisabeth Schucht, Frau L. Stittrich, Hans Stümer, Gertrud Voigt, Erich Weise, Margarete Ulrich, Hilda und Herta Ackmann.

Auswärtige: Karl Ekrodt-Diemitz, Rudolf Steckner, z. Zt. im Felde, Hans Wagner-Jenapriesnitz, E. Winter-Neukölln, R. Leydel-Stahfurt, Elsa Schroeter-Beesen, Albert Rausch-Teuchern, Albert Kopsch-Coburg, M. Klose-Coburg, Walter Hüsne-Lembegast, Albert Grösner, z. Zt. im Felde, Karl Brandt-Magdeburg.

Preise erhielten Frau E. Binder hier, und zwar:

„Im Schloß zu Heidelberg" von E. Hartner,

und Karl Ekrodt-Diemitz, und zwar:

„Das große Jahr der Befreiung 1813" von Otto Kopelke.

Nachträgliche Lösungen gingen ein: Hildegard Pforte.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung" tragen und mit genauer Adresse versehen sein; auch empfiehlt es sich, das Alter des Einsenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19160117027/fragment/page=0002